

Das Putschebliemsche im Blumentopf
»Schlechtes Deutsch« und der eingesperrte Dialekt.
Polemik einer Betroffenen
Von Kathrin Jacob

In: Saarbrücker Hefte, Nr. 102, Winter 2009; S. 77-81

Die Germanistin Kathrin Jacob hat in ihrer empirischen Untersuchung zum Neunkircher Platt¹ Wörter und Phrasen, die für den Dialekt in Neunkirchen/Saar typisch sind, zusammengetragen und untersucht, ob und wie sie heute verwendet werden.

Das Leben kann man nicht einsperren, ist die Meinung des Mathematikers Ian Malcolm im Roman *Dino Park*, und zwar weil »die Geschichte der Evolution zeigt, dass das Leben alle Grenzen sprengt. Das Leben bahnt sich einen Weg. Es bricht aus. Auf eine schmerzhaft, manchmal sogar gefährliche Art und Weise. Aber das Leben bahnt sich einen Weg². « Der Mathematiker freut sich über ausgebrochene Dinosaurier, die seine Fraktale bestätigen, und warnt vor menschlicher Hybris, die immer wieder bei dem Versuch, das Leben zu drangsalieren, scheitern muss. Auf irgendeine Weise schlägt die Natur zurück.

Das Phänomen »Leben« finden wir jedoch nicht nur in der Biologie. Auch die Psyche eines Menschen muss leben, sperrt man sie ein, wird sie krank. Zum Wesen und Verhalten eines Menschen gehört auch die Sprache. Weist man Sprachverhalten in zu enge Schranken, so verstummen die Sprecher, und die Sprache stirbt mit ihnen aus.

Immer wieder freue ich mich als Exilsaarländerin, wenn ich nach Neunkirchen komme und dort kleine Kinder ganz selbstverständlich »Platt« sprechen höre, im Laden im Dialekt bedient werde, ja, sogar auf Amtsstuben anrufen kann und meinen Dialekt wieder sprechen darf. Mein Dialekt ist lebendig.

Wo lernt man Dialekt sprechen?

»Mein« Dialekt? Fast. Ich habe Glück gehabt, denn um ein Haar wäre ich ohne Dialekt aufgewachsen, wenn nicht die Grundschule ihn mir schleunigst beigebracht hätte. Denn wie so vielen Kindern weltweit wurde mir von meinen Eltern zunächst die Zweisprachigkeit verwehrt. Schließlich sollte das Töchterchen einmal was Besseres werden, und da kann man doch nicht so »schwätze«, wie die Leute draußen auf der Straße. Auch die Verwandtschaft wurde instruiert, mit meiner Schwester und mir nur schön zu sprechen, was zum Glück nicht immer gelang, und schon gar nicht auf allen Sprachebenen. »Platt« schwätze, das lernt man doch auf der Straße und von alleine.

In der Hochdeutsch-Attitüde, die Dialekte als verarmtes und fehlerhaftes Deutsch zu stigmatisieren und ihren Sprechern damit nur niedrigen gesellschaftlichen Status sowie Defizite in der Bildung einzuräumen, findet der Sprachexperte frappante, aber unerschütterliche Missverständnisse:

a) Ein Dialekt ist eine verdorbene Form des edlen Hochdeutschen. Daher gehören Dialektsprecher anständig erzogen, die Grammatik- und Wortschatz»fehler« abtrainiert. Hieraus folgt, was ich bereits angesprochen habe: Da meine eigenen Kinder sofort anständig erzogen gehören, lasse ich diese verkommene Form des edlen Hochdeutschen gar nicht erst zu, sondern bringe meinen Sprösslingen gleich eine geschliffene Sprache bei. Vor dem bösen Dialekt kann ich sie jedoch nicht ganz bewahren, denn irgendwann werden sie doch mit ihm

¹ Kathrin Jacob, *Putschebliemsche & Co. Stirbt der Dialekt? Die Entwicklung dialekttypischer Wörter im Neunkircher Dialekt von 1950 bis 2001*, Saarbrücken 2003.

² Michael Crichton, *Dino Park*, München 1993, S.215

konfrontiert, aber da kann man nichts machen. Und wenn sie im Dialekt spielen oder ihn später in der Kneipe sprechen, ist das ja ganz nett.

b) Der Dialekt lebt ewig. Dieser Aspekt ist der weitaus folgenreichere und schwerwiegendere Sprach-Fehler, er wird von vielen erst bemerkt, wenn es zu spät ist. Dabei ist die Rechnung denkbar einfach: Wie soll ein Kind auf natürliche Weise »auf der Straße« und in der Schule einen Dialekt erwerben, wenn seine Kameraden ihn von zu Hause nicht mitbringen? Abgesehen davon, dass die erste Möglichkeit schon aufgrund des immer größeren Verkehrsaufkommens in weiten Teilen Deutschlands nicht mehr stattfindet. Wo haben Kinder noch die Möglichkeit, auf der Straße zu spielen?

Ich spreche hier mit Absicht nicht vom »Erlernen« des Dialekt, denn das setzt eine fachkundige Instruktion seitens eines Lehrers oder Lehrwerkes voraus, wird assoziiert mit Vokabeln und Grammatikübungen. »Spracherwerb« hingegen geschieht ohne Instruktion, durch Hören und Sprechen. Bedenken wir nun, dass jede Grundschullehrerin bzw. jeder Lehrer qua Amt darauf gepolt ist, den Kindern nicht nur Lesen und Schreiben, sondern auch eine gute Ausdrucksweise und somit solide Kenntnisse in der Lingua franca, der Verkehrssprache des Hochdeutschen, zu vermitteln, während der Löwenanteil dieser Berufsgruppe von Dialekten eher wenig Ahnung hat, oftmals nicht mal Muttersprachler ist – ist es nicht hundertmal sinnvoller, dem Kind in der Schule statt des Dialekts die Hochsprache zu vermitteln? Zusammen mit den Lese- und Rechtschreibkenntnissen? Während es den Dialekt, der ohnehin überwiegend mündlich angewendet wird, am besten gleich mit der Muttermilch aufsaugt und zwar richtig, als Muttersprache! Und zwar, mit dem nötigen Selbstbewusstsein, so dass es sich in der Schule nicht für seinen Dialekt schämen muss. Allerdings sollte man auf keinen Fall den Fehler machen, in der Schule den Dialekt zu verbieten. Die Kinder sollten vielmehr behutsam an die Hochsprache herangeführt werden, ohne ihre Muttersprache zu verlieren.

Im Saarland konnte ich diese Entwicklung zum Glück beobachten. Meine Nichte, eine der Informantinnen für meine Untersuchung des Neinkeija Platt im Puttschebliemsche, erzählte mir, dass in ihrer Realschule der Dialekt erlaubt sei, nur in Aufsätzen und Klassenarbeiten sollten sie hochdeutsch schreiben, auch im Dialog mit dem Lehrer sich nach Möglichkeit um die hochdeutsche Sprachvariante bemühen. Ein Grundschullehrer, den ich für das Puttschebliemsche interviewte, warnte gar davor, dass die Kinder verstummen könnten, wenn man als Grundschullehrer stur auf dem Hochdeutschen besteht. Die Hochsprache müsse behutsam an die Kinder herangetragen werden, sie erlernten sie zusammen mit der Schrift.³

Wer spricht den Dialekt?

Worin besteht nun der Unterschied zwischen der Hochsprache und dem Dialekt? Grob gesprochen, könnte man sagen, dass ein Dialekt eine örtlich gebundene Sprachvariante ist, die für einen Sprecher der Hochsprache noch zu verstehen ist, im Gegensatz zu einer Fremdsprache. Diese Definition deckt jedoch nicht alle Facetten eines Dialektes ab. So können wir oft nicht genau zwischen dem Dialekt und dem so genannten Soziolekt unterscheiden. Mitglieder verschiedener Bevölkerungsschichten bedienen sich unterschiedlicher Sprachvarianten, in manchen Teilen Deutschlands wird der Dialekt in anderen Bevölkerungsgruppen gesprochen als die Hochsprache. Doch auch dies ist mit großer Vorsicht zu genießen und gilt nicht notwendigerweise für das Saarland.

Ebenso gibt es situationsbedingte Sprachregister. Beim Bewerbungsgespräch wird keiner zu seinem zukünftigen Vorgesetzten sagen: »Ey Aldä, was geht ab? «; noch unpassender wäre ein Satz wie »Aber meine Herren, mäßigen Sie sich im Tonfall, bitte! Andernfalls sähe ich

³ Kathrin Jacob, *Puttschebliemsche & Co*, S. 153

mich gezwungen, Maßnahmen zu ergreifen« in einem Straßenkampf. Es kann durchaus sein, dass ein Professor an der Universität des Saarlandes im Hörsaal reinstes Hochdeutsch, fünf Minuten später hingegen im Privatgespräch breitesten Dialekt verwendet. Solches »Code Switching« kann auch zwischen zwei Sätzen, ja mitten in einem Satz geschehen⁴ und drückt nicht nur eine Anpassung an die soziale Situation und die Interaktionspartner aus, sondern auch an die emotionale Dimension, das Näherrücken der Dialektsprecher sowie die Überwindung der Distanz, die eine gestelzte Hochsprache wahrt, aber auch das Entstehen einer zweiten Kommunikationsebene, sowie das Strukturieren des Dialogs. Meine Nichte tut dies oft, wenn sie mit meinen Kindern Hochdeutsch spricht, während sie mit ihrer eigenen Familie weiter Dialekt spricht: »Ja, ich finde das auch sehr interessant – äh Julian, awwei loss ma awwa mei Ruh!«

Wo ist der Dialekt?

Und wie verhält es sich mit der räumlichen Ausdehnung der Dialekte?

Auch hier ist eine Abgrenzung schwierig. Jede Bevölkerungsgruppe Deutschlands, die noch einen Dialekt ihr eigen nennt, wird stolz behaupten, dass in jedem Dörflein ein ganz anderer gesprochen wird als im Nachbarort.

Hier kommt es jedoch gewaltig darauf an, wie man die Sprachgrenzen zieht. Unterscheiden sich die Minidialekte in den Dörfern durch bedeutungsunterscheidende Laute, so genannte Phoneme? Genauer: spricht man in Alweiler das Zungen-R, in Neunkirchen hingegen das im Rachen gerollte R? Sagt man in Alweiler gar »dat« und »wat«, während man in Neunkirchen »das« und »was« bevorzugt, so haben wir es in der Tat und unumstößlich mit zwei verschiedenen Dialekten zu tun, dem Moselfränkischen in Alweiler und dem Rheinfränkischen in Neunkirchen.

Was aber, wenn es in Neunkirchen jede Menge Arbeit gibt und die Alweiler ziehen zum größten Teil dort hin? Nehmen ihren Dialekt mit, die Neunkircher weigern sich aber, ihn zu lernen? Hier gibt es verschiedene Möglichkeiten. Entweder eine der beiden Bevölkerungsgruppen passt sich doch an und übernimmt den Dialekt der anderen. Dann kann es sein, dass sich die Sprachgrenze (Isoglosse) verschiebt, oder dass jede Menge Alweiler ihren Dialekt ablegen, was aber vorneweg eine generation dauern wird. Oder die Alweiler kommunizieren mit den Neunkirchern auf Rheinfränkisch, behalten aber untereinander das Moselfränkische bei. Was dann? Dann werden ja in Neunkirchen zwei Dialekte gesprochen. Und wenn eine gemischte Gruppe aus Alweilern und Neunkirchern sich in einem Raum aufhält, wechselt man ständig den Dialekt, kommt es dann zum Code-Switching? Und dann ist noch eine Hannoveraner Professorin dabei, der gegenüber sich beide des Hochdeutschen bedienen, dann ist das Chaos ja perfekt. Und wo, bitte schön, sind dann noch die Grenzen zwischen den Dialekten und Sprachen? Diese Situation erlebe ich tatsächlich bei unseren Familientreffen, wo sich die Dialekte von Alweiler, Neunkirchen und Wuppertal gute Nacht sagen. Die räumlichen Grenzen eines Dialektes zu ziehen, ist also in gewisser Weise eine Fiktion.

Sprachpurismus?

Sprachpuristen müssen sich fragen lassen: Welche Sprache wollen sie in Aspid einlegen, um sie in den nächsten Jahrhunderten zu verwenden, ungeachtet einer sich ständig ändernden Umwelt, die ständig neuer Ausdrucksmöglichkeiten bedarf – neuer Floskeln, neuer Sprachregister? Wessen Sprache, die Sprache welcher Bevölkerungsschicht, welchen Ortes, aber vor allem: die Sprache welcher Epoche?

Denke ich an Sprache und ihren Wandel, so fällt mir immer ein Sketch aus dem Film *Funny People* ein. Vor versteckter Kamera wurde einem armen Fließbandarbeiter der Auftrag erteilt,

⁴ Peter Schlobinski, *Code-Switching im Berlinischen*, in: *Wandlungen einer Stadtsprache. Berlinisch in Vergangenheit und Gegenwart*, hrsg. Von Norbert Dittmar und Peter Schlobinski, Berlin 1988, S.86.

vier aufgebladene Luftballons in ein Stück Packpapier zu packen, das etwa einen Zentimeter zu klein war, um seinen Inhalt fassen zu können. Hatte der Mann im Blaumann endlich das Unmögliche geschafft, kam der Vorarbeiter mit bierernster Miene und ballerte vier Stempel auf das Paket, mit der Aufschrift: »Vorsicht, zerbrechlich«. Sich mit einer genaueren bezeichnung auf den völlig korrekt erfassten Inhalt zu beziehen, sah sich dieser Vorarbeiter offensichtlich weder bemüßigt noch gewachsen. Aber diese Anekdote steht für eine Welt, die in ihrer Entwicklung immer der Sprache vorweg ist, der die Sprecher immer hinterherjagen, obwohl sie jeden Tag neue Bezeichnungen prägen. Haben wir es endlich geschafft, etwas zu benennen, so kommt der Vorarbeiter, der Sprachpurist, der Deutschlehrer, er Besserwisser und tabuisiert das Ganze: »Schlechtes Deutsch«.

So unterbinden wir die Entwicklung unserer Sprache sehr gekonnt, klammern Worte aus, verhindern Kreativität. »Gehäaschnis« drückt für einen Saarländer mehr aus als das Hochdeutsche »Geborgenheit«, »Kids« sind selbstbewusste, fröhliche Wesen, aber nicht unbedingt »Gören«, »Rangen«, »Blagen«, denn diese sind notgedrungen schlecht erzogen. Kids nicht. Die Vorstellung, dass die Sprache den Bach hinunter geht und dieser Verfall seine übelsten Auswirkungen gerade heute zeigt, ist nicht neu, sondern taucht in jeder Generation wieder auf. Beispiele aus früheren Jahrhunderten belegen dies⁵. Crystal weist darauf hin, dass Sprache sich meistens ändere, weil sich die gesellschaftlichen Bedingungen ändern, und wenn man das eine aufhalten oder steuern wolle, so habe dies Auswirkungen auf das andere. Abgesehen davon habe ich den Eindruck, dass Sprachpuristen unserer Tage sich auf was Deutsche der Nachkriegszeit beschränken wollen, als die Sprache nicht mehr allzu altertümlich klang, aber das Englische noch nicht den Einfluss hatte, den es angeblich heute hat. Über Dialekte scheinen diese Pseudowissenschaftler gar nicht zu reden, und hier liegt der Hase im Pfeffer.

»Sie sprachen 600 Dialekte«

Um den besagten Hasen aufzuscheuchen, müssen wir einen sehr weiten bogen schlagen. Die Ethnologe Gereon Janzig führt eine Unterscheidung zwischen »Dialekt« und »Sprache« auf, die jedoch nicht linguistischer Natur ist, aber hier bereits erwähnt wurde. Ein »Dialekt« wird oft mit einer gewissen Herablassung behandelt, gilt nicht als eine vollwertige Sprache. Janzig schreibt hierzu: Immer wieder findet man Sprachen außereuropäischen Ursprungs als Dialekte bezeichnet. Die gesamte Bantusprachen beispielsweise werden zu Bantudialekten reduziert, und er zitiert Erhard Haubold: »Sie (Australiens Ureinwohner) sprachen 600 Dialekte und lebten in selbstständigen sozialen Gruppen⁶«. Zwar gehörten die Bantusprachen der gleichen Sprachfamilie an, erklärt er, dennoch beweist er anhand eines Wortes, wie sehr sich auch Sprachen aus einer einzigen Sprachfamilie voneinander unterscheiden können. Wir kennen dieses Phänomen, auch das Deutsche und das Niederländische sind eng verwandt, doch einen Holländer versteht man nicht immer so ohne weiteres bis ins Detail. Janzig geht jedoch weiter und stellt sich und dem Leser die Frage: »Was ist denn überhaupt ein Dialekt«? Die Unterscheidung zwischen einer Sprache, die geschrieben würde, und einem nur mündlich existierenden Dialekt weist er weit von sich und verweist auf die Cayuvava aus Bolivien, das mit keiner anderen Sprache der Welt verwandt sei und somit kein Dialekt »von etwas« sein könne, aber eben nur in mündlicher Form existiert. Gleichzeitig, so Janzig, seien auf der Insel Föhr das Erstföhring und das Ostföhring als Schriftsprachen in Gebrauch. Dennoch seien diese beiden Sprachvarianten einander so ähnlich, dass von zwei verschiedenen Sprachen keine Rede sein könne⁷. Er führt noch weitere Beispiele an, unter anderem die Sprache der Tuareg, die von einem Berber ohne Probleme verstanden wird. Da sie sich jedoch als eigene Ethnie ansehen,

⁵ David Crystal, *Die Cambridge Enzyklopädie der Sprache*, S.5

⁶ Gereon Janzig, *Kannibalen und Schamanen. Verbreitete Irrtümer über fremde Völker*, Löhrbach 2006, S. 75

⁷ Ebd., S. 76

bezeichnen sie auch das Tamaschek als ihre eigene Sprache, ohne Rücksicht auf seine Ähnlichkeit mit der Sprache der Berber⁸. Schließlich hat auch der Sprecher ein Wörtchen mitzureden.

Janzig kommt daher zu dem Schluss; »Die Grenze zwischen Sprache und Dialekt ist nie scharf zu ziehen. Das Problem ist allerdings dasjenige, dass mit dem Begriff des Dialektes oft eine gewisse Abwertung verbunden ist. « und verweist darauf, dass in den ehemaligen Kolonien die Sprachen der Ureinwohner oft als »Dialekte« bezeichnet wurden, während die ehemaligen Kolonialsprachen »Sprachen« genannt wurden⁹.

Vielleicht wäre es etwas weit hergeholt, aus dem Neinkeija Platt eine eigen Sprache zu machen, aber auch ein Dialekt wie unser Platt hat, wie die große Schwestersprache, eine Geschichte, hat ein Schicksal, kann leben und sterben. Gerne können wir die Sprachgrenzen etwas großzügiger ziehen und in diesem Fall vom »Pfälzischen« sprechen, denn zwischen dem Südsaarland und der Pfalz sind die Sprachgrenzen nicht ganz so rigide, wie das die Pfälzer und Saarländer zuweilen gerne hätten. Aber auch über diese Eingrenzung lässt sich streiten; ich möchte sie der Einfachheit halber in diesem Aufsatz einmal stehen lassen und einfach vom »Neinkeija« Platt reden.

Im benachbarten Lothringen hingegen können wir gegenwärtig das Aussterben des dem im Saarland gesprochenen rhein- und moselfränkischen Dialekts verwandten Francique beobachten. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde dieser fränkische Dialekt dort verboten, und schon heute wird die ehemalige Muttersprache von der jungen Generation immer weniger beherrscht. Es ist ungewiss, ob die kürzliche französische Verfassungsänderung, die der grundsätzlichen Anerkennung der Regionalsprachen dient, ausreicht, um diesen Sprachmord aufzuhalten. Vielleicht haben Elsaß und Lothringen ja noch eine Chance, das Saarland und die Pfalz haben sie mit Sicherheit. Das Ostfalenplatt, das in der Gegend von Wusterhof bei Hannover gesprochen wurde, hatte hingegen keine. Es soll uns eine Lehre sein. Lassen wir es nicht so weit kommen! Sperren wir unser Platt nicht ein. Ein Puttschebliemsche gehört in die freie Wildbahn, nicht in den Blumentopf.

Und was ist wirklich »schlechtes Deutsch«? Gibt es das überhaupt?

Klar gibt es das. Zum einen gibt es in der Tat einen Duden und Rechtschreibregeln, mit denen wir zwar kreativ umgehen können, aber um die wir uns meistens bemühen, schließlich wollen wir ja verstanden werden.

Wahrhaft schlechtes Deutsch geht jedoch über das Nichteinhalten irgendwelcher Rechtschreibregeln hinaus und besteht schon gar nicht im Gebrauch von tabuisierten Wörtern. Schlechtes Deutsch findet vielmehr dort statt, wo die Sprache ihre kommunikative Funktion verliert und Menschen nicht mehr verbindet, informiert oder ihnen dient. Verwirrende Anschreiben von diversen Behörden, die die Angesprochenen im Unklaren darüber lassen, was von ihnen verlangt wird, fallen hierunter.

Eine wahre Fundgrube an »schlechtem Deutsch« sind neben der Reklamesprache die Stellenangebote. Was kann man sich zum Beispiel unter »Flexibilität« vorstellen? Darf ich ins Büro kommen, wann ich will? Oder muss ich für meinen flexiblen Chef 24 Stunden am Tag in Hab-Acht-Stellung stehen? Mich auf verschiedene Kunden einstellen? Bereit sein, meine Familie in die Wüste zu schicken, weil ich mal eben quer durch Deutschland reisen muss? Das Wort sagt alles und gleichzeitig nichts aus, der Angesprochene hätte Anspruch auf genauere Information, was Chef in spe von ihm erwartet. Sprache besteht aus mehr als Wortschatz und Grammatik, schließlich spricht und schreibt der Mensch, um etwas zu bewirken. Und »schlechtes Deutsch« findet überwiegend dort statt, wo Menschen manipuliert, belogen oder gar verletzt werden. Dabei ist es egal, ob wir den Dialekt verwenden, die Hochsprache, oder einen mit Lehnwörtern gespickten Slang sprechen.

⁸ Ebd.

⁹ Ebd.